

Die "Impresa di Levante"

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **42 (1962-1964)**

Heft 2

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

I. Die „Impresa di Levante“

Als am 7. Oktober 1571 eine spanisch-venezianische Flotte bei Lepanto am Nordufer des Golfs von Korinth ihren spektakulären Sieg über die Türken erfocht, trat im Verhältnis Europas zum türkischen Reich eine Wendung ein¹. Nicht daß sich die strategische Lage sogleich geändert hätte: ein Waffengang zur See konnte dazu nicht genügen; auch blieb die christliche Einigkeit, der man den Erfolg dankte, nicht von Dauer. Wohl aber war der Mythos der türkischen Unbesiegbarkeit zerstört. Hatte bisher die Christenheit die osmanische Übermacht und ihr Vorrücken fast wie ein unabwendbares Verhängnis erduldet, so war der Bann nun gebrochen; die lähmende Resignation wich einem zuversichtlichen Bewußtsein der eigenen Stärke und der Verwundbarkeit des Gegners.

Unter den christlichen Völkern des Balkans begann es jetzt lebhafter zu gären. Ihr Wunsch nach Befreiung vom osmanischen Joch war nie erloschen; nun schien seine Erfüllung näher zu rücken. Politische und kirchliche Häupter der Serben und Bulgaren, der Albanesen und Griechen schmiedeten Pläne, suchten Verbindung untereinander, sandten ihre Emissäre an die Höfe des Westens, um dort in den grellsten Farben ihre bedrängte Lage zu schildern, aber auch die Leichtigkeit darzutun, mit welcher sie daraus erlöst werden könnten, und den unermeßlichen Gewinn, der einem entschlossenen Helfer in den Schoß fallen würde.

Bei den führenden Mächten fanden freilich derartige Einflüsterungen wenig Gehör. Teils waren ihre Lenker zu gut über den wirklichen Stand der Dinge orientiert, um sich durch schönfärberische Berichte täuschen zu lassen, teils zeichnete ihnen die Staatsraison ein bestimmtes politisches Verhalten vor, das abenteuerliche Improvisationen zum vornherein ausschloß. Mit dem Appell an die Solidarität der christlichen Nationen war ja ohnehin nicht mehr viel auszurichten. Längst hatte sich Frankreich daran gewöhnt, im Kampf gegen die habsburgische Umklammerung mit der Pforte gemeinsame Sache zu machen. Spanien sah sich durch die niederländischen Verwicklungen von einer energischen Aktion abgehalten und legte darum auch seinen Vizekönig in Neapel an die kurze Leine. Österreich aber führte wohl einen langwierigen Grenzkrieg in Ungarn, mußte jedoch zufrieden sein, daß es seinen zersplitterten Kräften gelang, die Positionen zu halten und 1606 den Türken zum Frieden von Zsitva Török zu veranlassen; erst nach der zweiten Belagerung von Wien setzte hier unter dem „Türkenlouis“ und

¹ Vgl. zum Folgenden Fr. Mareš, jetzt besonders auch A. Tamborra.

dem Prinzen Eugen die große und endgültige Gegenbewegung ein. Was endlich die Republik von San Marco betraf, so nahm sie vor allem Rücksicht auf ihre Handelsinteressen im östlichen Mittelmeer und vermied sorgfältig jede Provokation der trotz Lepanto und trotz einiger, übrigens von außen noch kaum wahrnehmbarer Zeichen inneren Verfalls noch immer furchtbaren osmanischen Macht.

Während so in Paris und Madrid, in Wien und Venedig die Hilferufe unbeachtet blieben oder bestenfalls mit leeren Versprechungen beantwortet wurden, während serbische Mönche auch das glaubensverwandte Rußland noch nicht zum Eingreifen bereit fanden, entwickelte sich ein verheißungsvolles Gespräch mit einigen italienischen Fürsten. Sehnsüchtige Erinnerungen an die verflossene Herrlichkeit des lateinischen Kaisertums im Osten verbanden sich bei ihnen mit dem Drang, über die engen Verhältnisse der Halbinsel hinauszuwachsen, Macht und Ruhm jenseits der Adria zu erwerben. So hofften die Herzöge von Savoyen den Glanz ihrer Vorfahren, der Könige von Jerusalem und Cypern, zu erneuern, deren Andenken jetzt nur mehr in hohlen Titulaturen lebte. Höher noch strebten die Gonzaga von Mantua und ihre französische Seitenlinie von Nevers: vermeinten sie doch aus der Heirat ihres Ahnherrn, Federicos II. (1500—1540), mit der letzten Prinzessin aus dem Haus der Paläologen ein Recht auf den Thron von Byzanz ableiten zu dürfen. Aber auch die Medici empfingen, wiewohl sie keine dynastischen Ansprüche vorzubringen hatten, oft und gern in Florenz die Sendboten der unruhigen Wojwoden, Hajduken und Ethnarchen oder schickten ihrerseits Beauftragte aus, die an Ort und Stelle prüfen sollten, wieviel Wahrheit in den Relationen eines als „venditore di fumo“ verdächtigen Slawen oder Griechen stecken mochte. Daß schließlich die Kurie und im besondern der seit 1530 auf Malta angesiedelte Johanniterorden alle derartigen Kontakte und Pläne mit der regsten Teilnahme verfolgten, ist leicht genug verständlich.

* * *

Vor dem Hintergrund dieser latenten Kreuzzugsstimmung, in der zwar religiöse Motive nicht mehr unbedingt an erster Stelle wirksam waren, gewann die geheimnisumwobene Figur des „Sultans“ Jahja besondere Bedeutung. Schon vor seiner Zeit hatten ins Abendland verschlagene osmanische Prinzen, sei es aus eigenem Antrieb oder als willenslose Werkzeuge fremder Interessen, ihren Part in der ost-westlichen Auseinandersetzung gespielt¹.

¹ Vgl. z. B. Franz Babinger, Bajezid Osman, ein Vorläufer und Gegenspieler Dschem-Sultans (in: *La nouvelle Clio* 3, Bruxelles 1951, 349—388).

Tätiger und selbständiger als Jahja aber hatte sich kaum einer von ihnen gezeigt.

Was gleichzeitige Nachrichten von unterschiedlicher Glaubwürdigkeit über seine Herkunft und seinen Lebensgang zu melden wissen, hört sich fast wie ein orientalisches Märchen an. Hier Dichtung und Wahrheit voneinander reinlich scheiden zu wollen, wäre heute wohl ein aussichtsloses Unterfangen. Doch ist gegenüber abfälligen Urteilen, die Jahja nur beiläufig als griechischen Abenteurer abtun wollten, immerhin festzuhalten, daß die meisten Zeitgenossen seiner vorgeblichen Abstammung Glauben geschenkt haben, und daß noch ein sehr viel späterer Biograph gute Gründe fand, sich ihrer Meinung anzuschließen¹.

Jahja (Johannes) wäre demnach als Sohn Mehmeds III. und der Helena Komnena, einer Griechin aus obskurer Seitenlinie des einstigen byzantinischen Kaiserhauses, am 23. Oktober 1585 in Magnesia geboren worden. Es war vorauszusehen, daß nach dem Tode des Vaters einer von Jahjas beiden älteren Halbbrüdern, Selim oder Mahmud, den Thron besteigen und sich dann, türkischem Brauche gemäß, seiner Brüder durch Mord entledigen würde². Helena Komnena — türkisch „Lalpare“, die Rubinlippige, genannt — entzog ihr Kind dieser Gefahr, indem sie es während einer Blatternepidemie für tot ausgeben ließ und 1595 mit ihm nach Saloniki floh, wo Jahja vom Abte des griechischen Klosters St. Anastasia auf den Namen Simon getauft wurde.

Nun begab sich aber das Unerwartete, daß Selim und Mahmud noch zu Lebzeiten des Vaters starben, so daß Jahja der älteste Sohn und rechtmäßige Erbe gewesen wäre, als 1603 auch Mehmed III. aus dem Leben schied. Unnötig zu sagen, daß der offiziell totgesagte, fern von der Hauptstadt weilende und vom Islam abgefallene Prinz keinerlei Aussicht hatte, die Herrscherwürde zu gewinnen. Sie fiel seinem jüngeren Halbbruder Ahmed zu; ein Komplott gegen diesen, woran der nun achtzehnjährige Jahja-Simon beteiligt gewesen sein soll, schlug fehl, und der Prätendent suchte fortan Rückhalt im Abendlande.

Sein an Irrfahrten, kühnen Hoffnungen und jähen Enttäuschungen überreiches Schicksal kann hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden. Er hat mit Kaiser Rudolf II., später auch mit Ferdinand II. in Prag und Wien

¹ Einseitig urteilt auf Grund der türkischen Quellen Jos. v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. 4 (Pest 1829), 493 und 695; 2. Aufl., Bd. 2 (1834), 767; Bd. 3 (1835), 258; vgl. dagegen Catualdi, dessen freilich unkritisches Werk als Materialsammlung die besten Dienste leistet.

² Mehmed III. selbst, der 1595 auf seinen Vater Murad III. gefolgt war, hatte als erste Regierungshandlung die Tötung seiner 19 Brüder angeordnet.

unterhandelt. Den spanischen Vizekönig von Neapel suchte er zur Hilfeleistung zu bewegen und warb in den Niederlanden und in Frankreich für seine Sache. Abenteuerliche Reisen führten ihn nach Polen, Rußland und Persien. Als Derwisch verkleidet, wagte er sich gar in die Länder der Pforte, auf den Balkan, nach Arabien und Kleinasien, ja selbst in die Höhle des Löwen, nach Konstantinopel. 1625 scheint er an der Spitze einer mit Krimtaren und Kosaken bemannten Flotte vom Schwarzen Meer aus die türkische Kapitale bedroht zu haben. Wallenstein und Tilly haben ihn 1629 zu Besprechungen in Mecklenburg empfangen, die sich verheißungsvoll anließen, aber wegen des Friedländers bald nachher erfolgter Absetzung wiederum zu nichts führten¹.

Was immer man von Jahjas Ansprüchen halten mag — zubilligen muß man ihm zweifellos, daß er sein Ziel mit seltener Gradlinigkeit verfolgte und unablässig die nämlichen Argumente vorbrachte, ohne zu Kunstgriffen und Winkelzügen seine Zuflucht zu nehmen, auf die ein bewußter Betrüger schwerlich verzichtet hätte. Er pflegte sich darauf zu berufen, daß ihm 1615 die Führer der unterdrückten Balkanchristen Treue geschworen und ein Heer von 150 000 Mann versprochen hätten, wofern er sie mit genügenden Waffen versehen könnte. Auch habe er unter den Türken selbst ergebene Anhänger, kenne zudem Land und Leute und verfüge über einen Kriegsplan, der bei einigermaßen tatkräftiger Unterstützung den Erfolg gewährleiste. Dieser Plan, den er auf Wunsch Wallensteins schriftlich skizzierte und der die Billigung des Feldherrn gefunden zu haben scheint, gründete sich vornehmlich auf den Gedanken, man müsse im Herbst oder Winter überraschend losschlagen, da die türkischen Truppen stets am Tage des heiligen Demetrius (26. Oktober) ihre Quartiere bezögen, um nicht vor St. Georg (23. April) wieder ins Feld zu rücken. Inzwischen sollte es möglich sein, durch die Besetzung einiger Pässe im Balkangebirge die feindlichen Kräfte voneinander zu trennen und sie in ihrer Vereinzelung zu überwinden; erst im folgenden Sommer hätte man sich in den Ebenen von Adrianopel einer geschlossenen gegnerischen Armee zu stellen. Die notwendigen Hilfsmittel veranschlagte Jahja auf vier- bis fünftausend Mann, 60 000 Musketen, 20 000 Paar Pistolen, 10 000 Kürasse, 20 Kanonen und 40 Transportschiffe für eine Landung in Albanien².

In seiner phantastisch anmutenden Rechnung gab es etliche schwer zu schätzende oder überhaupt nicht meßbare Faktoren; zu ihnen gehörten das

¹ Hermann Hallwich, Fünf Bücher Geschichte Wallensteins, Bd. 2 (Leipzig 1910), 584.

² „Discorso del serenissimo Sultano Jachia Ottomano sopra l'impresa contro i Turchi fatto in Pustrou [= Güstrow] agli 8 di giugno ad istanza del duca di Fridlan“, nach einer Kopie im Staatsarchiv Lucca gedruckt bei Catualdi, 635, und Sforza, 11—13.

zahlenmäßige Verhältnis zwischen der islamischen Herrschicht und ihren christlichen Untertanen in den Balkanprovinzen, vor allem aber der Wille und die Fähigkeit der letztern, an einem Befreiungskampf aktiv teilzunehmen. Je nachdem, wie man diese Größen einzuschätzen geneigt war, konnte die „Impresa di Levante“ auch in den Augen sonst nüchterner Politiker und Militärs als ein zwar riskanter, doch nicht zum vornherein aberwitziger Anschlag gelten. Bedenkt man überdies den barocken Drang nach dem Großartigen, das aus Ehrsucht und Bereitschaft zur Hingabe an ein Ideal seltsam genug gemischte Pathos des Zeitalters, so wird es verständlicher, daß Jahja nicht so unbedingt die Rolle des belächelten Außenseiters spielte, die ihm, von uns aus gesehen, wohl hätte zufallen sollen. Sein nobles, ritterliches Wesen und seine Bildung wurden selbst von zurückhaltenden Beobachtern gerühmt; sie sicherten ihm allgemeinen Respekt um so mehr, als er offenbar auch das Kunststück fertig brachte, ohne demütigende Bettelei sich die Mittel zu einem wenn nicht verschwenderischen, so doch leidlich standesgemäßen Dasein zu verschaffen¹.

* * *

Anscheinend unabhängig von Jahja bemühte sich eine Gruppe von Führern der Völker in Bosnien und Albanien schon seit geraumer Zeit, abendländische, namentlich spanische und österreichische Hilfe gegen ihre Unterdrücker zu erlangen². Als ihr bevollmächtigter Sprecher oder Generalprokurator, wie er sich etwas pompös nannte, trat der Dalmatiner Fra Francesco Bertucci auf. Er war es, der bei einer zufälligen Begegnung im Winter 1626 auf 1627 den Mann für die Sache der Balkanchristen zu begeistern wußte, den wir acht Jahre später als Jahjas Gesandten in der Eidgenossenschaft antreffen.

Caspar Schoppe, latinisiert Scioppius, geboren 1576 zu Neumarkt in der Oberpfalz, etwa halbwegs zwischen Nürnberg und Regensburg, muß als der eigentliche Held unserer Erzählung hier etwas ausführlicher vorgestellt werden. Das Bild des zu seiner Zeit weitberühmten, viel bewunderten und noch mehr gehaßten, heute aber so gut wie vergessenen Mannes hat Pierre

¹ Catualdi, 541, zitiert aus den 1646 von Venedig über Jahja eingeholten Erkundigungen: „Di Sultan Jachia nominato Conte Alessandro di Montenegro . . . si hanno queste informazioni: Che sia stato allevato e mantenuto dal già Gran Duca di Toscana. Maritato in Savoia con gentil donna ordinaria et havutone figlioli. Habbia praticato molte parti del mondo, et posseda assai linguaggi. Versatissimo nelle cose de Turchi . . . Che sia gran testa ripiena di vastissimi concetti, piegati à gran rivolte; et benchè non habbia denari, gente, nè munitioni, nondimeno con le acutezze del suo ingegno pretende superar tutte le cose.“

² Vgl. Mareš.

Bayle auf Grund seiner eigenen Angaben und der polemischen Auslassungen seiner Gegner in der auf lange hinaus für die Nachwelt verbindlichen Form gestaltet¹. Auf Bayle fußt im wesentlichen denn auch der entsprechende Artikel des Iselinschen Lexikons, der somit nicht ohne Vorbehalt als ein schweizerisches Urteil über Scioppius gelten kann. Seine mindestens sprachlich originelle Version darf aber um so eher zitiert werden, als das Basler Werk in der einschlägigen Literatur bisher nie herangezogen worden ist.

„Einer der schärfsten Criticorum des XVII. saeculi“, so berichtet Iselin, habe Scioppius schon 1593 angefangen, Bücher herauszugeben, „worinnen er so unermüdet fortfuhr, daß er vor seinem 24. jahre deren schon 8 publiciret hatte, so man dann alle nicht irgend als schriften eines jungen menschen, sondern als eines alten gelehrten manns ansah (. . .) Er wollte sich an dem Römischen Hofe in die höhe bringen, worzu er denn allen fleiß anwandte; es gieng ihm aber nicht nach seinem wunsche, ob er gleich mit den prächtigen titeln eines Römischen Patricii, Ritters des heiligen Petri, Kayserlichen und Königlich-Spanischen Raths, eines Comitum Palatini, und endlich gar eines Grafen de clara Valle beschencket wurde. Denn er wurde hievon nicht reicher. Um das Jahr 1599 nahm er die Catholische religion an, welches ihn aber nicht hinderte, den Jesuiten spinne feind zu seyn, und sie in allerhand schriften unter ertichtetem nahmen aufs ärgste durchzuziehen. Die Protestierenden griff er nicht weniger an, und suchte den Kaiser zu bereden, dieselben als ketzer mit dem schwerdt auszurotten; wie er sich denn auch rühmte, daß er der rechte urheber der Catholischen Ligue gewesen. Er war gegen die gelehrten nicht barmhertziger, wie er denn die grösten männer selbiger zeit, den Scaliger, Casaubonum und Plessis Mornay recht schimpflich tractirte und verleumdete, auch so gar den König in Engelland, Jacobum, nicht verschonte, deswegen ihn der abgesandte dieses Königs 1614 zu Madrid greulich abprügeln ließ, und ward er endlich genöthiget, sich nach Mayland zu retiriren (. . .) Er wußte sich sonderlich viel mit seiner wissenschaft im Latein, wie er denn in den schriften der beredtesten männer selbiger zeiten barbarismos finden wollte, ja selbst den Ciceronem mit dergleichen beschuldigungen nicht verschonte. Er verursachte also, daß man ihm den titul eines grammatischen hundes beylegte. Er hatte sich so viel feinde gemacht, daß er sich endlich fast nirgends sicher zu seyn getraute. Ob er sich schon zuletzt zu Padua gleichsam in einem winckel verborgen steckte, und nach so vielen critischen bemühungen endlich die Bibel und deren Prophezeyungen, sonderlich die, so in der Offenbarung St. Johannis

¹ Dictionnaire historique et critique, 2^me éd., t. III (Rotterdam 1702), 2680—2688.

stecken, verstehen und erklären wollte, so fürchte er sich doch immer noch ermordet zu werden. Daher meynten etliche, daß man nicht ohne ursache ausgesprengt, daß Scioppius seine augen auf Holland geworffen, und nicht üble lust gehabt, wieder ein Protestant zu werden. Er ist aber endlich anno 1649 zu Padua gestorben. Die letzten 14 jahre seines lebens kam er nicht aus seiner kleinen cammer, sondern studirte tag und nacht. Kam jemand zu ihm, so sprach er von nichts als von gelehrten dingen; gleichwol hat diese seine unablässige arbeit seiner gesundheit keinen schaden gebracht. Sein gedächtnis war so ungemein, daß, wenn die Bibel verlohren gegangen wäre, er sie fast allein hätte restituiren können. Sonderlich hat er sich von jugend auf die Lateinische sprache in ihren quellen zu suchen angelegen sein lassen. Nachdem man ihm aber zu verstehen gegeben, daß die lesung der geilen poeten gefährlich sey, suchte er diesem gifte durch eine strenge diät zu begegnen. Also hat er, da er noch in Teutschland war, gantze tage gefastet; und nachdem er nach Rom gekommen, allem wein-trincken, fleisch-, eyer- und fisch-essen abgesagt. Er speisete des tages nur einmal, und zwar gar wenig. Sein essen war etwas kohl, ein wenig reis, und ein klein stückgen käse, eine birne oder ein apfel. Sein bethe war sommer und winter ein paar brette, ein hauptküssen, und ein paar decken. Der bücher, die er geschrieben, sind mehr als der jahre seines langen lebens.“¹

In Iselins ironisch getönter Schilderung erscheint Scioppius vor allem als der verschrobene, eingebildete Gelehrte und gallige Polemiker, von dessen greulicher Abprügelung zu Madrid man nicht ohne leise Schadenfreude erfährt. Daß er denn doch wesentlich mehr war, daß ihn im besondern der Vorwurf charakterloser Streberei kaum trifft, und daß sich auch seine kirchenpolitische Wirksamkeit nicht im Kampf gegen Ketzer und Jesuiten erschöpfte, ist erst in jüngster Zeit auf Grund umfassender Studien dargetan worden².

Am Zustandekommen und der Festigung der katholischen Liga hat Scioppius unleugbar erheblichen Anteil genommen, und zwar nicht allein durch seine Schriften, sondern auch durch persönliche Einwirkung auf die beteiligten Fürsten. Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser, wie auch die

¹ Jacob Christoph Iselin, Neu vermehrtes historisch- und geographisches allg. Lexicon, 3. A. mit den Supplementen von Jac. Chr. Beck und Aug. Joh. Buxtorf, 6. Theil, Basel 1744, S. 365; vgl. auch Joh. Hch. Zedlers Universal-Lexicon, Bd. 36, Leipzig 1743, col. 595—601, und die bei d'Addio, 7—9, zitierte Literatur.

² Schon Kowallek hatte 1870 eine gerechtere Beurteilung angebahnt, die aber nur auf Schoppes gedruckten Werken fußte; erst d'Addio schöpft aus dem reichen handschriftlichen Nachlaß in der Biblioteca Medicea Laurenziana in Florenz und aus den sonstigen unedierten Quellen hauptsächlich italienischer Archive und Bibliotheken; vgl. besonders Teil I, „La vita e le opere“, 7—253.

Herzöge von Bayern haben auf seine Ratschläge gehört, und neben hervorragenden Kardinälen würdigten ihn selbst Papst Paul V. und seine Nachfolger Gregor XV. und Urban VIII. mindestens zeitweise ihres vertrauten Umgangs. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, daß er sich ohne Mühe in einer einflußreichen und auch materiell günstigen Position hätte halten können, wenn es ihm ausschließlich darum zu tun gewesen wäre.

Ein vielleicht überentwickelter kritischer Sinn und jene „*libertas loquendi*“, auf die er sich so viel zugute tat, haben ihn statt dessen mehr und mehr in die Isolation geführt, was immerhin für die Echtheit seiner Überzeugungen spricht. Denn der ehemalige Protestant war zwar gewiß nicht nur zum Schein und aus Karrieregründen Katholik geworden: aber freilich ein Katholik von besonderem Gepräge mit reformistischen und modernistischen Anschauungen, die nicht überall geschätzt wurden. Durch seinen Übertritt fühlte er sich keineswegs verpflichtet, die Institutionen der römischen Kirche oder das Verhalten ihrer Träger in Bausch und Bogen gutzuheißen. Gerade sein missionarischer Eifer ließ ihn vielmehr wünschen, den von Rom abgefallenen Christen eine Rückkehr zu erleichtern, indem er die von ihnen mit Recht gerügten Mißstände im eigenen Lager zu beseitigen suchte. Ein prominenter Theologe hat es kürzlich als eine der vornehmsten Aufgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils bezeichnet, „die katholische Kirche so zu erneuern, daß sie von allen als die Kirche Christi erkannt werden könne“. Das nämliche Ziel verfolgte, obschon mit wenig diplomatischem Geschick, Caspar Scioppius, dessen Figur damit gerade für unsere Zeit neue Aktualität gewinnt. Den Andrang Unberufener zum Priesteramt, die Günstlingswirtschaft am päpstlichen Hofe, die Habsucht allzu vieler Prälaten, den übertriebenen Zentralismus und Absolutismus der Kirchenregierung, aber auch gewisse Mängel des geistlichen Bildungswesens betrachtete er als Übel, die es ebenso unerbittlich wie jede Ketzerei zu vertilgen galt, und er scheute sich auch dann nicht, in Rede und Schrift dagegen aufzutreten, als er schon längst hatte erkennen müssen, wie wenig solcher Freimut belohnt wurde¹.

Als Vierundzwanzigjähriger hatte er am 17. Februar 1600 Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen zu Rom sterben sehen, und durch ihn sind uns auch die berühmten Worte des Philosophen nach der Urteilsverkündung überliefert: „*Maiori forsan cum timore sententiam in me fertis, quam ego accipiam.*“² Sicher hat das erschütternde Erlebnis dazu beigetragen, daß Scioppius sich fortan in Dingen, wo seines Bedünkens keine Heilswahrheiten

¹ z. B. in seinem ungedruckten „*Funiculus triplex*“ von 1623; vgl. d'Addio 162—169.

² d'Addio, 26—30.

auf dem Spiele standen, für die Freiheit des forschenden Geistes gegen kirchliche Bevormundung einsetzte. So haben Galileo Galilei und posthum auch Niccolò Machiavelli in ihm einen beredten Verteidiger gefunden, wie er überhaupt mit aller Schärfe die engherzige Handhabung von Zensur- und Indexvorschriften durch eine oft beschränkte und anmaßende geistliche Bürokratie verwarf¹.

Ohne Zweifel fällt es heute sehr viel leichter, Schoppes Wollen und Wirken gerecht zu würdigen, als zu seiner Zeit, da die Schroffheit der konfessionellen Auseinandersetzung nur eine vorbehaltlose Parteinahme, aber keine wie immer geartete Mittlerstellung oder auch nur ein abwägendes Urteil zu erlauben schien. Doch hat seine schillernde Figur auch für uns längst nicht alle Rätsel verloren. Im besondern wird die Frage kaum je endgültig entschieden werden können, ob und wie weit seiner Konversion und seiner späteren Haltung ein echtes religiöses Empfinden zugrundelag. Manches spricht dagegen und legt den Verdacht nahe, daß es ihm um Glaubensfragen eigentlich weniger zu tun war als um das Leitbild einer umfassenden Weltordnung, etwa im Sinne des von Thomas Campanella — dessen Werke er eifrig studiert hat — verkündeten Universalstaates. Zudem hat er es nie fertig gebracht, die eigene Person der Sache, die er vertrat, so zu unterstellen, daß man ihm seine vielbeteuerte Selbstlosigkeit wirklich hätte glauben mögen. Eine geradezu krankhafte Ruhmsucht und Reizbarkeit mischte sich, als ihm Anerkennung und Erfolg auf die Dauer nicht im erhofften Maße zufielen, mit deutlichen Spuren von Verfolgungswahn; die maßlose Schärfe seines Kampfes gegen die Jesuiten ist wohl nur daraus ganz zu erklären².

Dieser Scioppius des letzten Lebensviertels wird uns im folgenden beschäftigen: ein Mann, der zu den wahren Zentren der Macht keinen Zugang mehr fand, der sich aber hartnäckig weiter an die Illusion klammerte, daß er berufen sei, die Geschicke der Welt zu beeinflussen. Noch konnte seine

¹ d'Addio, 173—175.

² Vgl. Carlo Morandi, L'„Apologia“ del Machiavelli di Gaspare Scioppio (in: Nuova rivista storica XVII, 1933, 277—294), besonders 281 ff.: „Personalità difficile da ricostruire e da penetrare, quasi sempre ambigua e contraddittoria nella sua professione di voler servire con disinteresse la causa del cattolicesimo spesso smentita da querimonie e da gesti di dubbia sincerità. Quel caotico lavoro, quell'affastellare libri su libri. . . sono caratteri che lo accomunano a molti scrittori del suo tempo, ma che pure riflettano la scarsa disciplina interiore del suo spirito, la mania di notorietà, l'illusione perseguita e accarezzata di rendersi indispensabile alla Chiesa nella lotta contro l'eresia. Ma tutto questo senza sacrificio alcuno di se, anzi con la volontà ferma e recisa di non combattere quale gregario. . . ma di voler serbare una individualità. . .“ Das Attentat auf Paolo Sarpi (1607) hatte Scioppius stark beeindruckt: „Anche negli anni seguenti l'ombra di quel pugnale pesa come un incubo su lo spirito del dotto tedesco e ne determina un turbamento psicologico che sfocia in una forma maniaca di persecuzione. . .“

nimmermüde Feder den tatsächlichen und eingebildeten Gegnern schwer zu schaffen machen; noch gelang es ihm auch, mit seiner Gelehrsamkeit und dem aus der Rückschau kaum mehr faßbaren Zauber seines Wesens starken Eindruck zu erwecken und nicht nur naive Gemüter zu ehrlicher Bewunderung hinzureißen. Dennoch wurde die Kluft zwischen Wirklichkeit und Anspruch immer breiter und tiefer, stets mühsamer und künstlicher der Versuch, sich selbst und andere darüber hinwegzutäuschen. So liegt eine Spannung über dem Bild dieser Jahre, die, wenn sie oft genug den Betrachter zur Heiterkeit und zum Spotte reizt, denn doch der beklemmenden Züge für den nicht entbehrt, der sich vergegenwärtigt, was Scioppius gewesen war und was er, unter günstigeren Umständen, vielleicht noch hätte sein und leisten können.

* * *

Seine erste Berührung mit der von Bertucci propagierten Idee einer „impresa di Levante“ hängt mit der Vorgeschichte des mantuanischen Erbfolgekrieges zusammen. Als Herzog Ferdinand von Mantua 1626 damit umging, zu Gunsten seines Bruders Vincenzo der Herrschaft zu entsagen, sandte er Scioppius als seinen Vertrauten und Wegbereiter nach Neapel, wo er sein *Otium cum dignitate* zu genießen dachte. Ungesucht ergab sich dort das Zusammentreffen mit Bertucci, dessen Pläne Scioppius sogleich aufnahm, um sie in seine eigenen politischen Kombinationen einzubauen¹. Ihm war klar, daß nach der Abdankung Ferdinands und dem gleichfalls in naher Zukunft zu erwartenden Hinschied seines Bruders die Frage der Sukzession zu einer weit über die Grenzen des Herzogtums hinausgreifenden Störung des europäischen Konzerts führen würde. Wäre es nun geglückt, dem rechtmäßigen Erben, Karl von Nevers, ein auf Kosten der Türkei geschaffenes dalmatinisches Königreich zuzuspielen, so hätte sich dieser wohl leicht dazu verstanden, Mantua oder doch das stark befestigte Casale im gleichfalls umstrittenen Monferrat fahren zu lassen. Damit aber wäre die kaiserliche und spanische Politik aus der Zwangslage befreit gewesen, einer bedrohlichen Ausbreitung französischen Einflusses in Oberitalien mit Mitteln entgegenzuwirken, die ihrerseits nur wieder neue unabsehbare Verwicklungen im Gefolge haben konnten.

Scioppius verfolgte das Projekt mit Eifer. Nach Bertuccis baldigem Tod

¹ Am 27. November 1626 traf er in Neapel ein. In seinen, in der dritten Person abgefaßten Aufzeichnungen „De vita sua“ notiert er: „Neapoli rogatus fuit ab Equite Bertuccio, ut expeditionis Epiroticae provinciam loco ipsius caperet“ (d’Addio, 680; ebenda, 188 ff., über die Verhandlungen um Mantua).

blieb er in Verbindung mit dessen Neffen und Nachfolger, dem bosnischen oder polnischen Edelmann Christoph Tarnosky¹. Aber auch als seine Vermittlungsversuche bereits gescheitert waren und der mantuanische Konflikt mit allen befürchteten Folgen eintrat, ließ er die „Impresa“ nicht mehr aus den Augen. In der Tat schien sie sich ja für die Gebresten der Zeit überhaupt als vielversprechendes Heilmittel anzubieten. Wen hätte die Vorstellung nicht bestechen sollen, daß Europa seine nun schon zehn Jahre währenden Händel beenden, seine Kräfte unter dem doch allen Streitenden gemeinsamen Zeichen des Kreuzes vereinen und die verwilderte, Freund und Feind gleichermaßen brandschatzende Soldateska wider den Türken aussenden könnte? Und wie hätte in Schoppes unruhigem Kopf sich nicht der Wunsch festsetzen sollen, als Urheber so umwälzender Vorgänge die verlorene Machtstellung zurückzugewinnen, ja ewigen Ruhm in der ganzen Christenheit zu erlangen?

Als er daher im Sommer 1630, vom kaiserlichen General Grafen Aldringer mit Reisegeld versehen, Mailand verließ, um in Regensburg dem Kurfürstentage beizuwohnen, hoffte er mit anderen Projekten auch dieses kräftig fördern zu können². Nach Überquerung des Gotthards reiste er über Einsiedeln, Rapperswil und Wil nach Konstanz und erreichte am 22. Juli Regensburg. Die Dinge entwickelten sich aber dort keineswegs nach seinen Wünschen. Nicht nur mußte der Kaiser seinen Feldherrn Wallenstein, auf den die Promotoren eines Türkenkriegs große Hoffnungen gesetzt hatten, der Unzufriedenheit der Bundesgenossen preisgeben, sondern es schwand auch die letzte Aussicht auf einen baldigen Friedensschluß im Reiche. Scioppius sah sich damit endgültig von seinem Einfluß verdrängt³, und der nicht von der Hand zu weisende Anteil jesuitischer Berater Ferdinands II. an diesem niederschmetternden Resultat scheint seinen Haß gegen den ihm längst mißliebigen Orden mächtig angestachelt zu haben.

Höchstens darin durfte Scioppius etwelchen Trost finden, daß ihm der Aufenthalt in Regensburg Gelegenheit bot, eine alte Bekanntschaft aus

¹ Aus einem Brief vom 2. Juli 1627 an Caterina dei Medici, Herzogin von Mantua: „Quanto poi al negozio dell’Albania, spero che Vostra Altezza l’havrà a petto come cosa di tanto servitio di sua divina Maestà et d’acquisto di tanti miglioni d’anime, oltre l’accrescimento notabile di stato per la serenissima sua casa. Sarei di parere che sarebbe ben fatto di chiamar a Firenze il signor Christofforo Tarnoschi, gentilhuomo polacco, nipote del cavaglier Bertucci, c’ha carta bianca con le firme di tutti quei vuaivodi, conti e vescovi a pattuir a nome loro con quel prencipe che vorrà abbracciar l’impresa. . .“ (ASF Nr. 6114).

² „L’Aldringer. . . con fatti ha manifestato l’amore che mi porta prestandomi dinari per far il viaggio da Milano a Ratispona“ (StAT: Scioppius an Schwarzenberg, 31. Mai 1633). Zum Folgenden d’Addio, 196ff. und 681f.

³ d’Addio, 207.

glücklicheren Tagen zu erneuern, die gerade jetzt von einiger Bedeutung werden konnte. Mit dem kaiserlichen Obersthofmarschall Grafen Georg Ludwig zu Schwarzenberg nämlich verbanden ihn gemeinsame Erinnerungen an den Regensburger Reichstag von 1608¹. Nun zeigten sich der Graf und sein Freund Philipp Alexander von Mansfeld Schoppes Gedankengängen geneigt; auf Gespräche mit ihnen bezieht sich zweifellos die Notiz, daß Scioppius zu Anfang Oktober „de Albania et Bosnina“ verhandelt habe². Wir wissen, daß Schwarzenberg und Mansfeld im folgenden Jahr die Ergebnisse ihrer dadurch angeregten Sondierungen bei Tarnosky und den von ihm vertretenen Balkanführern dem Kaiser und seinem Minister Eggenberg in empfehlendem Sinn unterbreiteten³. Zwar ist ihnen, wie bei der chronischen Unentschlossenheit des Wiener Hofes nicht anders zu erwarten war, darauf offenbar keine oder höchstens eine hinhaltende Antwort zuteil geworden; ohnehin ließ ja der schwedische Siegeszug in Deutschland dergleichen Anschläge jetzt als weniger opportun denn je erscheinen. Doch blieb Schwarzenbergs fortdauerndes Interesse schon deshalb wertvoll, weil er im Juni 1631 zum Befehlshaber der windischen und petrinjanischen Grenzen ernannt wurde, also eine Stellung einnahm, die ihm zur Not sogar ein Vorgehen auf eigene Faust ermöglicht hätte. Dazu ließ sich der durchaus pflichtgetreue und verantwortungsbewußte Offizier allerdings nie hinreißen. Er hat jedoch bis zu seinem Tode die Pläne zur Befreiung der Balkanchristen mit aller Sympathie verfolgt, und aufrichtig schmerzte es ihn, daß ihm die kaiserliche Politik kein tätigeres Eingreifen erlaubte⁴.

Inzwischen war Scioppius nach dem Abschluß des Kurfürstentages in der Abtei Weingarten gastfreundlich aufgenommen worden. Der schreibgewandte Jesuitenfeind leistete von hier aus den Benediktinern die erwünschteste Hilfe in dem erbittert geführten Streit um die vom Restitutionsedikt betroffenen ehemaligen Klostergüter. In einer ganzen Reihe von Streit- und Schmähchriften, die an Bösartigkeit nicht leicht ihresgleichen finden, schob er den Vätern der Gesellschaft Jesu die Hauptschuld an der verfahrenen Situation im Reiche zu und nahm darüber hinaus fast alle Anwürfe vorweg, die später von Aufklärern und radikalen Politikern an ihre

¹ d'Addio, 627; Mareš, 253 ff. Über Schwarzenberg (1586—1646) vgl. Allg. deutsche Biographie, Bd. 33, Leipzig 1891, 303 ff., und Ferdinand Andraschko, Schloß Schwarzenberg im Wandel der Zeiten (in: Schwarzenbergischer Almanach 32, Murau 1959, 178—182).

² d'Addio, 682.

³ Mareš, 263.

⁴ Noch kurz vor seinem Tode, am 3. Juni 1646, schrieb er resigniert an Schoppes Freund Pierucci: „Utinam alius esset rerum nostrarum status, sed imperatoris nostri clementissimi a tot tamque potentibus hostibus undique appetiti rerum ratio et spes pacis honestae valde dubia novam belli molem in se suscitare non patiuntur“ (StAT).

Adresse gerichtet worden sind¹. 1632 nötigte ihn der schwedische Vorstoß nach Süddeutschland, Weingarten zu verlassen und für mehrere Monate in Rorschach, dann in Rapperswil Zuflucht zu nehmen, bis er schließlich nach kurzem Aufenthalt in Pfäfers gegen Mitte Oktober ein neues Obdach in dem von Weingarten abhängigen Priorat St. Johann zu Feldkirch fand². Während dieser ganzen Zeit hatte er seine polemische Schriftstellerei unermüdlich weitergeführt, indes das türkische Anliegen etwas in den Hintergrund getreten war, und erst jetzt erreichte ihn eine Nachricht, die ihn aufs neue dafür begeisterte. Wir sind darüber durch seine Briefe an Schwarzenberg unterrichtet, welche überhaupt für die nächsten beiden Jahre eine Hauptquelle unserer Erzählung bilden und uns willkommene Aufschlüsse nicht nur über den jeweiligen Stand der Dinge, sondern hauptsächlich auch über die Person ihres Schreibers vermitteln³.

Schon ihre äußere Form ist nicht bedeutungslos. Wie es sich für eine rechte Verschwörerkorrespondenz geziemt, sind die Briefe nämlich wenigstens teilweise chiffriert; da aber der Schlüssel, von Schoppes eigener Hand, mitüberliefert ist, bietet die Lektüre keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Das vergleichsweise primitive System dieser Kryptographie, von dem wir nicht wissen, ob Scioppius es selber erdacht, oder ob er damit nur ein Rezept aus Tarnoskys Küche übernommen hatte, besteht aus zwei Teilen: einem Nomenklator, der in alphabetischer Reihenfolge rund 300 Wörter — vorwiegend Personennamen, Titel, geographische und militärische Begriffe — mit ihren je drei- bis vierbuchstabigen Decknamen aufführt, sowie aus einer Tabelle, nach der jedem Buchstaben des Alphabets (mit Ausnahme von j, v und w) zwei verschiedene Zahlen von 1 bis 23 zugeordnet sind, so daß mit ihrer Hilfe beliebige Texte sich in Zahlenreihen übersetzen lassen. Dieser doppelte Modus erlaubte es auch, nötigenfalls den bequemer zu handhabenden Nomenklator zu erweitern, was tatsächlich im Laufe des

¹ d'Addio, 211 ff. Einseitig urteilt in diesem Zusammenhang Moritz Ritter (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, Bd. 3, Stuttgart 1908, 435 f.), wenn er Scioppius „ein Lästernaul ohne Scham und Wahrhaftigkeit“, einen „Mietling, der für fremden Eigennutz eintrat“, nennt; vgl. auch Bernhard Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. II, 2, Freiburg i. Br. 1913, 649 ff.

² d'Addio, 682. Vom Abstecher nach Pfäfers gibt uns P. Gabriel Bucelin in einem Brief vom 2. Oktober 1632 an den Abt von Pfäfers Nachricht (Pf. A. Nr. 101); dort finden sich die überschwinglichen Worte: „Scioppium nostrum tecum esse tibi mihi gratulor, quem minime nescio et existimationi tuae et commendationi meae abunde satisfacturum. Est enim is unus unicus, cui parem non aetas solum nostra, sed neque aevum integrum uspiam ullum viderit.“ Über diesen treuen Freund Schoppes vgl. Thomas Stump, Pater Gabriel Bucelin, 1599—1681 (in: Weingarten 1056—1956, Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters, 370—395).

³ Mit dem seit 1939 dort befindlichen Fürstl. Schwarzenbergischen Zentralarchiv liegen sie heute im Staatsarchiv Třebon. Benutzt und teilweise ausgewertet hat sie schon Mareš.

Briefwechsels mehrfach geschehen ist¹. Hingegen hat die Eigenart des Systems nichts mit dem zunächst befremdlichen Umstände zu schaffen, daß Scioppius, immerhin ein Mann von deutscher Herkunft und Muttersprache, sich im Verkehr mit dem ebenfalls deutschsprachigen Grafen durchwegs des Italienischen bediente und nur höchst selten ein deutsches Wort einfließen ließ. So völlig hatte ihn der langjährige Aufenthalt in Rom und Mailand zum Italiener werden lassen, daß seine konfessionellen Gegner das Sprichwort auf ihn münzen konnten: „Tedesco italianizzato — diavolo incarnato!“²

Recht bezeichnend ist übrigens der Gebrauch, den „Zips“ (so lautete Schoppes Deckname) von seiner Geheimschrift gemacht hat. Offensichtlich ging es ihm gar nicht so sehr darum, ernsthafte Geheimnisse, deren er wenige genug besaß, vor unberufenen Lesern zu schützen; vielmehr scheint die Versteckspielerei als solche ihm ein naives, fast kindliches Vergnügen bereitet zu haben. Sie mochte ihm das erhebende Bewußtsein stärken, daß er in schwerwiegende Angelegenheiten verstrickt, wenn nicht gar ihr verborgener Drahtzieher sei.

Am 12. Oktober 1632 meldete er Schwarzenberg seine zwei Tage zuvor geschehene Ankunft in Feldkirch. Durch Tarnosky habe er kürzlich ein Schreiben des Grafen Bisaccioni empfangen, worin dieser über mündliche Unterhandlungen berichtete, die er vor kurzem in Neapel mit einem aus der Türkei gekommenen Herrn gepflogen habe. Sein Partner verfüge über einen hervorragenden Anhang und mache sich anheischig, auf leichte Art, welche jedoch dem Papier nicht anvertraut werden dürfe, die türkische Hauptstadt den Christen in die Hände zu spielen. Es gehe nun zunächst darum, durch Kauf oder Pacht einen geeigneten Hafen, etwa Buccari, zu erwerben, den man als Waffenplatz und Basis der Impresa verwenden könnte.

¹ Ein gleichzeitiges, aber wesentlich komplizierteres System behandelt Emil Usteri, *Über Chiffrierung in früherer Zeit, insbesondere Antistes Breitingers Geheimschrift im Verkehr mit dem schwedischen Agenten Peblis* (in: *Zürcher Taschenbuch 1960*, 11—28), der auch die wichtigste Literatur über Geheimschriften anführt.

² „Es ist ein altes gemeines, doch wahrhaftiges Sprüchwort bei den Welschen: ‚Tudesco italianisato diavolo incarnato‘, welches die tägliche Erfahrung dicksam bezeugt, in specie aber solches erweist Caspar Schoppius, ein namhafter Mameluck, romanisirter Bürger, doch Teutsch von Nation und Mißgeburth. . .“ (Kowallek, 450, aus der Vorrede der „*Flores Schoppiani*“, einer Gegenschrift zu Schoppes berüchtigtem „*Classicum belli sacri*“ von 1619). Zu berücksichtigen ist natürlich auch, daß das Italienische damals neben dem Latein vielfach als Diplomaten-sprache gebraucht wurde, bis es vom Französischen langsam aus dieser Stellung verdrängt wurde; vgl. auch die italienischen Briefe von Oliver Flemming, der in den Jahren 1635—1639 als englischer Resident in Zürich fungierte (Guido Calgari, *Un carteggio italiano tra Zurigo e Londra nel seicento*, in: *Lingua nostra*, vol. XVI, Firenze 1955, 69—73; idem, *Nella Zurigo del seicento un diavolo di „Britanno“ scroccava fiorini, scrivendo in italiano*, in: *Svizzera italiana*, XVI, Locarno 1956, 16—23).

Schwarzenberg möge sich darüber bedenken und seine Ansichten dem Fürsten von Mazedonien bekanntgeben. Er, Scioppius, habe die ihm vor sieben Monaten gemachten Verheißungen bisher für Fabeln gehalten; nun aber nehme die Sache ein anderes Gesicht an: „hora da questa lettera comincio à creder che ci sia qualche verità“ — um so mehr, als jene Leute, von denen Bisaccioni schreibe, mit Geldmitteln hinlänglich versehen zu sein schienen¹.

Die merkwürdigen Mitteilungen und Andeutungen sind nicht in allen Einzelheiten durchschaubar. Noch ungeklärt ist im besondern die Rolle des „Fürsten von Mazedonien“, Johannes Andreas Angelus Flavius Comnenus, der sich mit seinem vollen Titel als „rechtmäßiger Nachfolger Konstantins des Großen, Fürst der Moldau, Herzog von Thessalien, Graf von Drivasti und Durazzo und Großmeister des konstantinischen St. Georgsordens“ bezeichnete. Er scheint das eigentliche Haupt des Kreises um Tarnosky gewesen zu sein, in welchem übrigens der Venezianer Maiolino Bisaccioni als Großkanzler jenes geheimnisvollen Ordens ebenfalls eine bedeutende Stellung einnahm². Unter dem Herrn aus Konstantinopel aber haben wir uns sicherlich keinen andern als Jahja zu denken, so daß denn hier ein erster Beleg für das zeitweilige Zusammengehen der Partei Tarnoskys mit dem christlichen „Sultan“ und seinen Anhängern vorliegt³.

Erst am 25. Januar 1633 fand Scioppius wiederum Anlaß, sich brieflich an Schwarzenberg zu wenden, der gerade damals den Tod seines einzigen Sohnes beklagte. Nicht ohne nach seiner Gewohnheit eine längere Bibelstelle anzuführen, sprach ihm Scioppius sein Beileid aus. Seiner neustoischen Haltung getreu, aber doch etwas lieblos meinte er, es werde nicht nötig sein, daß er sich bemühe, ihn zu trösten; die Großherzigkeit des Grafen werde den Schlag wohl zu ertragen wissen, wie seine christliche Weisheit ihn lehre, die Heimsuchung als Zeichen der mehr als väterlichen Liebe Gottes zu verstehen. Mit sonderlichem Wohlgefallen — so fuhr er dann fort — habe er vernommen, daß Schwarzenberg vor großzügigen Unternehmungen nicht zurückschrecken würde, wenn der Kaiser und Wallenstein ihm die Freiheit dazu gewährten. Und in der Tat dürfe man bald

¹ StAT. Eine Abschrift des Briefes von Bisaccioni vom 19. Juni 1632 liegt bei. Buccari: südöstlich Fiume an der Bucht von Boccariza in Kroatien.

² Vgl. das Patent des Fürsten für Scioppius vom 21. Januar 1631; d'Addio, 207f. und unten S. 27 Anm. 1. Über Bisaccioni (1582—1663) vgl. Nouvelle biographie générale, t. VI (Paris 1855), col. 132f.; unter seinen gedruckten Schriften befinden sich „Statuti e privilegi della Sacra Religione Constantiniana“ (Trient 1624) und „Lo scrivere in ziffera“ (Genua 1636).

Einem interessanten Hinweis auf Giovanni Andrea Angelo Flavio Comneno als Geschichtsklitterer und Fabrikant falscher Stammbäume konnte hier leider nicht mehr nachgegangen werden: s. Franz Babinger, Das Ende der Arianiten, S. 86 (Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Jg. 1960, Heft 4).

³ Catualdi, 190.

wichtige Geschehnisse erwarten. Habe ihm doch soeben der Mailänder Kapuzinerpater Modestus eröffnet, daß es ihm gelungen sei, mit geringen Kosten Quecksilber in reinstes Gold zu verwandeln; damit nicht genug, sei ein ihm gleichfalls bekannter Prior der Benediktiner zu Genua imstande, den „lapis philosophorum“, den Stein der Weisen, herzustellen.

Angesichts solcher Möglichkeiten ließ Scioppius seiner Phantasie die Zügel schießen, übersprang keck alle Hindernisse und Bedenken und schwelgte in den prächtigsten Zukunftsvisionen. Er hoffte, dem kunstreichen Kapuziner ein päpstliches Breve zu erwirken, das ihm gestattet hätte, sein Kloster zu verlassen: „Und wenn er es erlangt, wird er sogleich zu mir in die Schweiz kommen, zum Beispiel nach Rapperswil, wo niemand ihn zwingen kann, etwas gegen seinen Willen zu tun. Da werden wir Gold machen, soviel uns beliebt, dem Kaiser werden wir auch davon senden, doch nur unter der Bedingung, daß ein Rat von sieben Männern über seine Verwendung beschließen soll; vier von den sieben werden wir einsetzen, drei der Kaiser. Auch soll dieser geloben, nationale und allgemeine Konzilien zu berufen, damit endlich die verfluchten Priester, die Ursache all unserer Übel, reformiert werden.“ Mit dem Geld werde man nicht nur die Schulden des Kaisers abtragen, sondern „far imprese grandi per la Christianità“.

So verheißungsvoll hob das Jahr 1633 an, das auch in seinem ferneren Verlauf Scioppius auf kaum erträumte, im vollen Sinne des Wortes schwindelnde Höhen führen sollte.

Seine nächsten Briefe sind voll von Einzelheiten über die Alchemistenkünste des Paters Modestus und über die vielfältigen, aber stets erfolglosen Versuche, ihm das ersehnte Breve zu verschaffen. Beiläufig äußerte sich Scioppius auch über die schwedischen Streifzüge in Schwaben, von denen zu hoffen sei, daß Aldringer sie bald abstellen werde: „ich fürchte jedoch, die Sünden unserer Kleriker werden noch weitere Züchtigungen auf uns herabziehen.“¹

Tatsächlich waren es denn auch nicht die Schweden, vor denen Scioppius in der zweiten Märzwoche abermals die Flucht ergreifen mußte. „Die Jesuiten“, schreibt er am 4. April, „fürchten mich mehr als sonst jemand auf der Welt, weil ich alle ihre Schurkereien aufdecke. Daher hat auf ihr Betreiben die Erzherzogin in Innsbruck befohlen, daß ich nach Lindau geführt und dort in Haft behalten werde, wenn auch bei guter Behandlung. Davon habe ich Nachricht erhalten und mich in die Schweiz zurückgezogen.“ Wohl wäre er am liebsten sogleich nach Mailand geeilt, um sich dort

¹ Brief vom 15. Februar 1633 (StAT).

selbst in die Mysterien der Goldmacherei einweihen zu lassen; da ihm aber die Mittel fehlten, sah er sich genötigt, abermals die Gastfreundschaft des Abtes von Pfäfers in Anspruch zu nehmen: „Ich befinde mich in äußerster Armut zu Ragaz unterhalb des bündnerischen Maienfeld, jedoch auf schweizerischem Gebiet, wo mich der Abt von Pfäfers, ein Prälat von hoher Bildung, außerordentlich ehrenvoll und freundlich aufgenommen hat. Ich bin ohne Diener und finde niemand, der mir Geld leihen würde, während ich doch in friedlichen Zeiten mir durch den Verkauf einiger meiner Schriften an Buchhändler oder Drucker leicht Tausende von Scudi verschaffen könnte. Nun aber liegt der Handel wegen des Krieges darnieder, und mir bleibt nichts übrig, als in Geduld abzuwarten, bis die Dinge in Deutschland sich zum Bessern wenden.“¹

Indes P. Gabriel Bucelin es tief bedauerte, das Zusammensein so erlauchter Geister wie Abt Jodocus und Scioppius nicht mitgenießen zu dürfen, wurde dieser des untätigen Daseins in Ragaz bald genug überdrüssig². Schon am 22. April teilte er Schwarzenberg seinen Entschluß mit, spätestens an Pfingsten die Reise nach Mailand anzutreten; je länger er nämlich die Entdeckung des P. Modestus überdenke, um so mehr sei er überzeugt, daß Gott damit die Impresa begünstigen wolle, „et cosi mi fò scrupulo di conscienza differendo la mia andata a Milano“. Er bat also den Grafen, ihm etliche Begleitschreiben mitzugeben. Dem P. Modestus möge er, „per poterli far venir l'acqua alla bocca“, einige Einzelheiten über die geplante Unternehmung eröffnen, auch die leichte Ausführbarkeit hervorheben und ihm klar machen, daß er sich für den glücklichsten Menschen der Welt schätzen dürfe, da er dazu auserwählt sei, eine so heilige und glorreiche Sache in Gang zu bringen. Mit dem Gelingen des Planes würden Ungarn, Slawonien, Siebenbürgen und andere Provinzen an den Kaiser zurückfallen, ohne daß dieser einen Heller auszugeben oder das Schwert zu ziehen brauche; dann werde er Mittel finden, auch die Ketzler zu bezwingen, kurzum:

¹ Das genaue Datum der Reise von Feldkirch nach Ragaz ergibt sich aus „De vita sua“ (d'Addio, 682): „Anno 1633 a. d. 13 Martii Valdkirchio discessit Fabariam vel potius Ragatium, ubi conscripsit Astrologiam ecclesiasticam.“ Am 11. März schrieb P. Bartholomäus Mai aus Feldkirch an den Abt von Pfäfers: „Den Sciopius Ill.^a Paternitas V.^a non dubito plurimum recreabit; hat wollen die raiß haimlich haben, so aber mir a P. Priore angezeigt ist wordten; man kan ihm bessers undt liebers nicht aufstellen als stokfisch“ (Pf. A. Nr. 101). Seiner Vorliebe für Stockfisch blieb Scioppius treu; noch im Februar 1647 gab er zu Padua in Erwartung eines deutschen Besuchers folgende Anweisung: „Giovanni non si scordi di portar seco di baconi, Stocfisch, approvati dal S.^r Otto, che deve pur conoscer questi suoi quasi paesani, si come ancora li Conacvoret, come voi altri Italiani chiamarete le Cnacworst“ (BML cod. 225, f. 140).

² Bucelin an den Abt von Pfäfers, 10. Mai 1633: „Scioppium tecum esse iterum tibi atque iterum gratulor, id unum dolens, ad tantorum me syderum concursum spectatorem occurrere non posse et musarum tuarum Fabariensium choris interesse“ (Pf. A. Nr. 101).

das Glück des Jahrhunderts werde damit entschieden. Und mit seiner gewohnten Bescheidenheit fuhr Scioppius fort: „Für den Herzog von Savoyen erbitte ich mir sodann einen Brief, des Inhalts, daß es Ihnen nicht um eine Empfehlung meiner Person zu tun sei, da ja der Kaiser das schon mehrmals aufs wärmste besorgt hat, und weil ohnehin meine großen Verdienste um das ganze christliche Gemeinwesen aller Welt bekannt sind, sondern daß Sie ihm nur mitteilen wollen, wie ich schon manches Jahr mit dem Kaiser, Eggenberg, den Kur- und anderen Fürsten über die Impresa verhandelt habe, und wie Gott mir nun den Weg gezeigt hat, sie zu erleichtern. . .“

In mehr als einer Hinsicht sind diese Worte aufschlußreich. Einmal mehr zeigen sie, welch außerordentlich hohe Meinung Scioppius von sich selbst hegte, und wie selbstverständlich er annahm, daß die ganze Welt darin mit ihm einig gehe. Weiter ist ihnen zu entnehmen, daß Herzog Viktor Amadeus von Savoyen sich für die Teilnahme an der Impresa interessierte und deswegen mit Schwarzenberg in Kontakt getreten war.

Von ungefähr kam dieses Interesse des Savoyers nicht. Wie schon 25 Jahre zuvor sein Vater Karl Emanuel I. versprach er sich von einem Türkenzug keine geringe Mehrung seines Ansehens und Machtbereichs und suchte sich in alle dahinzielenden Machinationen beizeiten einzuschalten¹. So weilte denn auch seit dem Sommer 1632 „Sultan“ Jahja als Gast am Turiner Hofe². Seine früheren Fühlungen mit Tarnosky schienen noch zu keiner Einigung geführt zu haben. Während nämlich dieser alles auf die österreichische Karte setzte, war Jahja vorsichtig darauf bedacht, sich nicht ausschließlich einem Helfer zu verschreiben, der ihm zwar vielleicht hätte den Sieg verschaffen, ihm aber auch die Früchte des Sieges streitig machen können. Über die Kriegsziele Tarnoskys und seiner Parteigänger hatte sich ja soeben noch Scioppius selbst ausgelassen: Ungarn, Slawonien, Siebenbürgen „et altre provincie“ für den Kaiser — kein Wort aber davon, daß Jahja auf den Thron seiner angeblichen Väter zurückzuführen sei! Nun war offenbar Scioppius dazu ausersehen, die abweichenden Standpunkte zu vergleichen.

Am 1. Mai wiederholte er, noch von Ragaz aus, die schon früher geäußerte Bitte um ein Darlehen. Drei Wochen später machte er sich auf die Reise über den Splügen und traf sieben Tage danach in Mailand ein, von wo aus er bereits am 31. an Schwarzenberg über seine Begegnung mit P. Modestus berichtete: „Son arrivato qui l'altro hieri sano et salvo per Dio

¹ Tamborra 21—49 und 80.

² Catualdi, 197.

gratia, et subito abboccatomi col P. Modesto trovai la cosa di gran lunga maggiore di quello havea pensato.“ Der Kapuziner, mit dessen Hilfe man innert Monatsfrist Millionen herstellen können, zeige sich der geplanten Impresa sehr geneigt, so daß die Gespräche mit Savoyen unter günstigem Vorzeichen beginnen dürften: „et credo certo che potrò trattar col Tips et Farb, se bene del Farb poco me ne fido“. „Tips“ ist, wie uns der Chiffreschlüssel verrät, der Deckname für Herzog Viktor Amadeus; hinter dem „Farb“ aber, dem Scioppius nicht so recht trauen wollte, verbirgt sich kein anderer als der „fratello del Gran Turco“, Sultan Jahja¹.

Am 8. Juni folgt ein weiterer, wenig Neues enthaltender Brief an Schwarzenberg. Scioppius dankte darin für den in Aussicht gestellten Wechsel, erzählte, daß P. Modestus sein Verfahren noch mehr vervollkommen habe, und versprach, daß er, Scioppius, wenn er in den Besitz des Geheimnisses käme, sich zu Schwarzenberg begeben wolle „per aiutarlo alla sua impresa di Bosnia, che ben la potrebbe intraprendere ancora senza consenso dell’Imperatore, suis auspiciis, suo ductu, suoque periculo“. Von dem kühnen, Schoppes Sprunghaftigkeit grell beleuchtenden Vorschlag hätte der Graf wohl auch dann keinen Gebrauch gemacht, wenn es seinem Korrespondenten wirklich gelungen wäre, Gold aus Quecksilber zu erzeugen. Der Schluß des Briefes wirkt fast wie eine unfreiwillige Parodie auf dergleichen Hirngespinnste: „Ich weiß nicht“, so schreibt Scioppius, „ob sich Euer Exzellenz meines schweizerischen Dieners erinnern, der sich mit mir in Regensburg befand. Im vergangenen Jahr habe ich ihn aus meinem Dienst entlassen, worauf er in sein Appenzeller Dorf zurückkehrte. Dort aber geriet er ins tiefste Elend und flehte mich an, ihn wieder einzustellen, besonders wenn ich wieder nach Italien gehen würde. Als ich ihn dann jedoch aufforderte, zu mir zu kommen und mich nach Italien zu begleiten, antwortete er mir, es falle ihm gar nicht ein, nochmals einen Dienst anzunehmen, nachdem es ihm geraten sei, Quecksilber gerinnen zu lassen und es zu fixieren, „che non si puo veder cosa piu bella. Et io gli ho scritto, che mandandomi egli il processo et trovandolo io vero, gli giuravo di mandargli il modo di tingerlo. Et hora sto aspettando la sua risposta“.“ Auch der wackere Appenzeller also hatte sich den alchimistischen Künsten verschrieben, falls er sich nicht etwa über seinen ehemaligen Herrn lustig machte².

¹ „Farb“ ist nachträglich in den alphabetischen Nomenklator eingefügt zwischen „Far“ (Suevia) und „Fer“ (Taleri), steht also für „Sultan“.

² Leider erfahren wir seinen Namen nicht und hören auch nichts über sein späteres Schicksal. Ohne Zweifel handelte es sich um den gleichen Mann, „meum à manu hominem, domo Helvetium“, dessen Gelehrsamkeit Scioppius in einem aus Weingarten, 19. September 1631, datierten Brief an den Nuntius in Luzern rühmt, mit der Bitte, ihn in den Ritterstand zu erheben (BML cod. 220, fol. 56, Nachschrift).

All diese Chimären lösten sich freilich schon in den folgenden Wochen auf, soweit sie wenigstens den P. Modestus betrafen. In seinem nächsten Schreiben vom 31. August beschuldigte Scioppius den Kaiser, er habe seine Ratschläge mißachtet und sich zu spät und zögernd für den erfindungsreichen Mönch eingesetzt. Daher sei Modestus endlich dem wachsenden Argwohn seiner Oberen nach Rom entronnen, um in einen anderen Orden einzutreten, „ne io mai piu hebbi nuova di lui“.

Weit entfernt davon, nun die Flinte ins Korn zu werfen, erinnerte sich Scioppius jenes Priors in Genua, der sich gerühmt hatte, den „lapis philosophorum“ gefunden zu haben. Ihn wollte er aufsuchen, sobald er seine Geschäfte in Turin abgewickelt haben würde. Unter diesen verstand er übrigens jetzt nicht mehr so sehr die Verhandlungen mit dem Herzog von Savoyen und mit Jahja über die Impresa; wichtiger war ihm in seiner gegenwärtigen Lage, seine Ansprüche auf gewisse Erträgnisse der Abtei Locedio in Monferrat durchzusetzen, die ihm vor Jahren zugesichert worden waren, von denen er aber bisher wohl nicht sonderlich viel gesehen hatte.

Über die Impresa verlor er diesmal nur wenige Worte. Er riet Schwarzenberg dringend, sich mit Tarnosky weiterhin gut zu stellen; er solle ihn bei sich behalten und ehrenvoll traktieren, so würden die Völker, deren Sprecher er sei, es nicht dulden, daß der Papst, Toscana, Savoyen und Frankreich sich ihrer Sache allein annähmen, ohne den Kaiser und Schwarzenberg ins Vertrauen zu ziehen.

Damit hatte Scioppius sich ein letztes Mal zur Konzeption Tarnoskys und Schwarzenbergs bekannt. In Turin nämlich erwarteten ihn Eindrücke, die ihn mit einem Schlage anderen Sinnes werden ließen.

* * *

Scioppius verließ Mailand am 8. September 1633 und erreichte am 10. Turin. Am 15. empfing ihn der Herzog, am 19. sein Bruder, Kardinal Mauritius von Savoyen; endlich, am 6. Oktober, kam es zur ersten Begegnung mit Jahja¹. Beiden Teilen muß dieses Zusammentreffen zu einem

¹ d'Addio, 683. Jahjas treuer Anhänger und Biograph, der kroatische Minorit und spätere Erzbischof von Ochrida Raffael Levaković, behauptet zu Unrecht, der „Sultan“ und Scioppius seien schon jahrelang befreundet gewesen: „Venne intanto a Torino Signor Gasparo Scioppio, amico da molti anni del Sultano, e ritrovandolo in quella corte riscaldò con sua eloquenza non solo quell'Altezza (d. h. den Herzog von Savoyen), ma tutta la corte in servizio dell'impresa“ (Catualdi, 458). Über Levaković (ca. 1590—1650/1653) vgl. A. Belić in *Narodna Enciklopedija srpsko-hrvatsko-slovenička II*, Zagreb o. J., 633 ff., und Conrad Eubel, *Hierarchia catholica*, vol. IV (Monasterii 1935), 67 und 380.

starken Erlebnis geworden sein. In der Tat verband den irrenden Ritter aus dem Orient mit dem deutschen Philologen bei aller Verschiedenheit der Herkunft und Lebensumstände so viel Gemeinsames, daß sie recht eigentlich füreinander geschaffen zu sein schienen. Die geheimnisumwitterte Gestalt des türkischen Prätendenten, sein vornehmes Wesen, seine Bildung, seine erhabenen Ziele rissen Scioppius zu schrankenloser Verehrung hin, während umgekehrt die aus der Heiligen Schrift genährte Beredsamkeit und Zuversicht des politisierenden Gelehrten ihre Wirkung auf Jahja nicht verfehlten. Beide Phantasten reinsten Wassers, fand einer beim andern Trost und Labsal nach den Enttäuschungen, die er im mühseligen Verkehr mit minder groß denkenden Geistern erfahren hatte, und vereint begannen sie Luftschlösser zu türmen, wie man sie schöner sich gar nicht ausmalen könnte.

Den Niederschlag ihrer vertrauten Gespräche bewahrt eine Urkunde, die „Sultan Jachia, per la gratia di Dio legitimo herede dell’Imperio orientale“ am 15. Oktober 1633 für „Gasparo Scioppio, nostro carissimo amico“ ausgestellt hat. Es lohnt sich entschieden, dieses Dokument etwas eingehender zu betrachten¹.

Einleitend erklärt Jahja, nach seiner Trennung von Scioppius — „doppo che vi sete da noi partito e privatoci di quel gran gusto e consolatione, che sentivamo dagli vostri santi ragionamenti tanto fortificati con buona ragione e autorità delle Sacre lettere“ — habe er bedacht, daß Truppen und Kriegsgerät allein für den Erfolg der Impresa niemals ausreichen könnten: „sondern notwendiger und von viel höherem Nutzen werden Uns die inbrünstigen Gebete heiliger Männer sein, die wie einst Moses auf dem Berg ihre Hände erheben, während Wir wie Josua mit den Amalekitern streiten“. Da er nun wisse, daß Scioppius viele Jahre seines Lebens in verschiedenen Klöstern verbracht und zahlreiche Bücher zum Lobe des Mönchtums geschrieben habe, bitte er ihn inständig, ihm die Gebetshilfe seiner geistlichen Freunde zu verschaffen. Und um ihm dies zu erleichtern, verspreche er, sobald er in den Besitz des ihm nach göttlichem und menschlichem Recht zustehenden Reiches gelangt sei, die nachstehenden sieben Dinge:

1. Ein patriarchalisches, von aller Tyrannei und Gewalttat freies Regiment aufzurichten, „un imperio non despotico, ma paterno, tutto indirizzato al beneficio e salute de’ nostri popoli“.
2. Auf alle Bischofsstühle nur jahrelang im Klosterleben erprobte und be-

¹ Es ist gedruckt bei Catualdi 640—643; das Original soll sich in der Biblioteca Medicea Laurenziana in Florenz befinden.

währte, mit allen vom Apostel Paulus geforderten Tugenden ausgestattete Männer zu setzen, welche die Bibel gründlich studiert hätten.

3. Für die regelmäßige Abhaltung von Konzilien Sorge zu tragen und ein Gesetz zu erlassen, wonach er und seine Nachfolger in der Herrschaft diesen Konzilien unterworfen sein sollten, „in tal maniera, che violando noi la forma christiana di governo e degenerando in tiranni (che Dio non voglia) siamo noi deposti dalla dignità imperiale“.
4. In seinem Reiche nicht allein die Kriegskunst in Ehren zu halten, sondern auch den weltlichen und besonders den geistlichen Wissenschaften alle erdenkliche Förderung angedeihen zu lassen; denn „Multitudo sapientium sanitas est orbis terrarum“ (Sapient. 6).
5. Zu diesem Zwecke in Athen, „madre di tanti heroi“, ein Seminar mit reichlichen Einkünften zu errichten, „donde esca sempre gran numero de' valorosi capitani, prudenti consiglieri, ingegnosi artefici, filosofi e teologi eminenti“. Es solle aus drei Kollegien bestehen, wovon das erste dem heiligen Ritter Georg geweiht wäre und dazu diene, die Söhne des Adels in der griechischen, lateinischen, slawischen und arabischen Sprache sowie in der Staatskunst und in den ritterlichen Übungen zu unterrichten. Die beiden anderen Kollegien aber würden dem Patronat der Väter des östlichen und des westlichen Mönchtums, St. Basilius und St. Benedikt, unterstellt und sollten die begabtesten Mönche vom griechischen und lateinischen Ritus aufnehmen, „e impareranno le lingue hebrea, greca, latina, slavona et araba, oltre la teologia, filosofia e matematica, per esser poi distribuiti in diversi monasteri dell'ordine di ciascuno, per insegnar ivi quello che in Atene havranno imparato“.
6. Diese Akademie in Athen als seinen köstlichsten Schatz auf Erden einem restlos vertrauenswürdigem Manne anzubefehlen: „a tal persona della quale siamo certi che più amore che altri porta non solo alla nostra persona per la conformità co' nostri humori e pensieri, ma ancora alla catolica e ortodoxa fede e alle Divine et humane lettere e scientie“.
7. Den glorreichen Orden des heiligen Vaters Benedikt, dem ganz Europa so viel verdanke, und den Scioppius so sehr liebe, in seinen besonderen kaiserlichen Schutz zu nehmen und ihm alle Klöster zurückzuerstatten, welche er in früheren Jahrhunderten in seinen Staaten besessen habe.

Unschwer erkennt man in all diesen Punkten das getreue Spiegelbild des schoppischen Wunschdenkens. Wie genau das ganze lobenswerte Programm ihm auf den Leib geschnitten war, lehrt vollends die Fortsetzung des sechsten Abschnittes, von dem wir oben erst den Beginn zitiert haben. Wer an-

ders als Scioppius selbst hätte würdig sein können, das Haupt der athenischen Universität zu werden? Zugleich mit der förmlichen Ernennung schüttete Jahja weitere Gnaden über seinen Vertrauten aus: „Pertanto ci persuadiamo, che Dio vi abbia offerto e donato a noi per cominciar ed stabilir un negotio tanto importante per il mantenimento e conservazione del nostro imperio e del bene universale di tutta la chiesa di Dio. Et perciò con questa nostra carta vi dichiariamo Principe d’Atene e direttore e conservatore del detto studio. E vi promettiamo in verbo regis subito che ci troveremo in possesso del nostro imperio d’investirvi di detto Principato d’Atene e di tutto il suo territorio detto anticamente Attide o Attica: col qual Principato congiongeremo la investitura del Ducato di Tebe e del suo territorio detto Beotia, l’uno e l’altro con sovranità et mero ac mixto imperio per voi et i vostri figli (. . .) Et per honesta vostra recreatione vi doneremo ancora la famosa e chiara valle, che dalla città di Gouna in Tesaglia s’estende fino al golfo di Tessalonica, anticamente detta Tempe: della qual valle comprendovi la detta città di Gouna vi faremo conte nell’istesso modo, come s’è detto del principato e ducato: acciochè a tutto il mondo sia manifesto quanta stima noi facciamo delle qualità vostre già per tutta la Christianità chiarissime et con che pariglia noi corrispondiamo all’affetto vostro verso la persona nostra.“¹

Es läßt sich denken, welches Hochgefühl nun Scioppius beseelte, nachdem er vor kurzem noch, kläglich genug, hatte um Geld betteln müssen, um nur in einigermaßen schicklicher Kleidung am Turiner Hof erscheinen zu können². Derartiger Misere entrückt, schickte er sich an, als Fürst von Athen, Herzog von Boeotien und Graf des Tempetals auf den Höhen der Menschheit zu wandeln. Weithin verkündete er den Ruhm seines neuen Herrn und Gönners. Nie, so schrieb er den Freunden in Feldkirch, habe er von einem Fürsten gehört, dem Jahja in irgendeiner Tugend nachstünde, und sicherlich werde mit seiner Rückkehr auf den Thron ein goldenes Zeitalter anbrechen. „Me quidem plus quam mortalium quemquam amat et 14

¹ Die Angabe von R. Hoche (Allg. deutsche Biographie, Bd. 33, 482), daß Philipp III. von Spanien 1613 Scioppius zum Grafen von Claravalle erhoben habe, ist damit widerlegt. Immerhin hatte schon vor Jahja der Großmeister des konstantinischen St. Georgsordens am 21. Januar 1631 Scioppius mit der gleichen imaginären Grafschaft erquickt: „animo deliberato hilari, serene fronte ob magna à te in nos beneficia collata, perpetua et irrevocabili donatione. . . tibi tuisque successoribus. . . in perpetuum damus, donamus, tribuimus et concedimus vallem, quae ad Peneum fluvium sita est, quae antiquitus Tempe vocabatur, cum suis locis, terris, aedificiis, aquis, nemoribus, pascuis et habitationibus quibuscumque, quae loca et statum in comitatum erigimus. . . et Claraevallis comitatum ex nunc dicimus et nuncupamus. . .“ (d’Addio, 207f.; Original: BML cod. 225, f. 188).

² Brief an Schwarzenberg vom 4. April 1633: „Io vorrei prima vestirmi un poco à Milano per poter conparire appresso il duca di Savoia“ (StAT).

diversas linguas novit.“ Er selbst aber, fügte er stolz bei, habe einen Auftrag übernommen, wie es einen größeren seit der Zeit der Apostel nicht mehr gegeben habe: „ego auxilia Sultano conquero, quo maius negotium nemo umquam gessit post Apostolos“.¹

An Schwarzenberg berichtete er erst wieder am 11. Dezember, und zwar von Genua aus, wohin er inzwischen als Gesandter Jahjas und mit Empfehlungen des Herzogs von Savoyen weitergereist war, nachdem er sich während fast zwei Monaten in Turin aufgehalten hatte². Auch ihn ließ er nun weitschweifig den glücklichen Umschwung der Dinge wissen, allerdings offenbar ohne sich im mindesten darüber Rechenschaft zu geben, wie sehr sein schroffer Stellungswechsel den Grafen vor den Kopf stoßen mußte. Mit dem Sultan habe er die engste Freundschaft geschlossen; das sei ein Mann, der den Philosophen als Vorbild des vollkommenen Fürsten dienen könnte. Wahrhaftig lese man nirgends in den Geschichtsbüchern von einem mit so vielen und so heldischen Eigenschaften begabten Herrscher, und mit Sicherheit dürfe man, wenn ihm sein Vorhaben gelinge, der Welt ein goldenes Saeculum versprechen. Dieser Meinung seien alle, die mit ihm Umgang hätten. Man habe sich darauf geeinigt, ihn, Scioppius, nebst einigen Kapuzinern und Karmelitern zu verschiedenen Potentaten und Herrschaften auszusenden, um Waffen und anderes Kriegsgerät zu beschaffen. Alles sei auf bestem Wege, der Herzog von Savoyen Feuer und Flamme für die Impresa; Genua werde sich anschließen; Verbindungen zum Papst, zum Großherzog von Toscana, zu Wallenstein, zum Kaiser und seinen Beratern Eggenberg, Breiner und Questenberg seien angeknüpft; auch die Generale Gallas und Aldringer würden verständigt; der König von England stelle seine Galeonen in Aussicht, und kein Zweifel könne darüber walten, daß viele begüterte Privatleute in Frankreich und anderswo sich mit Geld an der Unternehmung beteiligen würden, da doch Jahja allein in der Ägäis hundert Fürstentümer als Belohnung an seine Helfer vergeben könne. Schwarzenberg möge im kommenden August 500 Kroaten als persönliche Bedeckung für Jahja bereitstellen und im übrigen mit allen seinen Kräften zu Hilfe eilen: „il Farb la ricompenserà conforme al mio parere, poichè non ha huomo al mondo tanto conforme a suoi humori e pensieri“.

¹ P. Dominicus Laymann, Prior von St. Johann in Feldkirch, der spätere Abt von Weingarten, zitiert diese Stellen aus einem im Original wohl verlorenen Schreiben Schoppes in seinem Brief vom 1. Dezember 1633 an den Abt von Pfäfers (Pf. A. Nr. 101).

² Jahjas „Commendation“ für Scioppius und das Diplom des Herzogs, beide vom 31. Oktober 1633, sind gedruckt in Schoppes „Fundamenta“ (Nr. 5—6) sowie bei Catualdi, 458f. und 563f., die erstere auch, allerdings fehlerhaft, bei Kowallek, 482; eine Abschrift der Commendation befindet sich im StAZ: A 221 Nr. 74.

EFFIGIES GASPARIS SCIOPPI APOSTATAE, &
 SVÆ FIDEI PERSECVTORIS & HOSTIS ACERRIMI.

de pinxit Anno. 16.
 obiit Satani Anno 1649

o 2. Aetatis. 26
 die 9. Nouembis. a. 1. 73



*Si iuvat Effigiem monstri vidisse Scioppi,
 HEi mihi quam feras arripit ille genas!
 Qui Patriam priscamq; fidem radice revelli
 Et Belgas, Anglos, Teutonicosq; cupit.
 Cuncta sub Hispani redigi vult frena Tyranni,
 Extingui reliquum mandat ovatq; gregem,
 Bestia dira Stygis gerit arma ferocis Ecbini,
 Hanc illi pellem Papa Sataniq; dedit:*

S. G. A. 1620

Abb. 1. Caspar Scioppius
 (Kupferstich im Codex HB V 16 der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart)



Abb. 2. Johannes Guler
 (Aus der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich)

Wer den ganzen Brief liest, glaubt sich in die brodelnde Atmosphäre eines Heerlagers versetzt: überall Waffengeklirr, Kampfeslust und gewaltiges Bramarbasieren. Es wimmelte, möchte man meinen, von gewappneten Scharen, die nur noch das Trompetensignal erwarteten, um sich auf den Feind zu stürzen. Inzwischen verteilte man in Gedanken schon siegessicher die Beute. Bereits hatte sich auch Scioppius darüber ins Bild gesetzt, was für ihn neben den verheißenen Ehren an zählbaren Glücksgütern herauspringen würde; er kam auf eine Summe von 600 000 Scudi an jährlichen Einkünften aus seinen griechischen Ländereien. Nirgends auch nur der leiseste Gedanke an ein mögliches Mißlingen; Sebastian Lustriero, gewesener kaiserlicher Resident in Konstantinopel, rechnete aus, daß 200 000 Scudi mehr als genug sein würden, um den ganzen Feldzug zu finanzieren: eine Kleinigkeit, da doch allein schon Savoyen und Toscana eine Million aufbringen würden, um sich den begehrten Königstitel zu verschaffen.

Schwarzenberg ließ sich allerdings seinen kühlen Kopf nicht rauben. Dem einleitenden Satz in Schoppes Brief ist zu entnehmen, daß sich der Graf schon seit geraumer Zeit vorsichtig zurückgehalten hatte¹. Die neuen Eröffnungen waren nicht dazu angetan, ihn aus seiner Reserve herauszulocken. Er scheint tatsächlich dieses Schreiben ebensowenig wie die vorhergehenden beantwortet zu haben, was wiederum Scioppius verstimmt und ihn dazu bewog, die einseitig gewordene Korrespondenz vorderhand ebenfalls abbrechen.

Sein Besuch in Genua zog sich bis über Mitte Januar 1634 hinaus², brachte ihm aber jedenfalls nicht ganz den erhofften Erfolg. Denn obwohl Jahjas Gesandter mit Versprechungen nicht kargte, wurde ihm schließlich nur eine zwar in warmem Ton gehaltene, aber doch bedenklich inhaltlose Resolution zuteil, worin „Dux, gubernatores et procuratores reipublicae Genuensis“ aller Welt die Teilnahme an der geplanten Expedition herzlich empfahlen, für ihr Teil indes bedauernd abwinkten: es schmerze sie außerordentlich, daß die schweren Kosten so vieler Kriegsjahre sie um die glänzende, ihrem und dem Geist ihrer Vorfahren so angemessene Gelegenheit brächten, in das glorreiche Bündnis mit der wünschbaren Stärke einzutreten³.

¹ „Molto mi maraviglio, che V.^a Ecc.^a in tanti mesi non mi habbia mai scritto niente“ (StAT).

² Er hat sich allerdings wohl nicht ununterbrochen vom 7. November 1633 bis 19. Januar 1634 dort befunden, wie man nach dem Itinerar in „De vita sua“ (d'Addio, 683) annehmen müßte; schrieb ihm doch der genuesische Edelmann Federico Federici am 5. Feb. 1634 in seiner gedruckten „Lettera al Sig. Gasparo Scioppio nella quale si narrano brevemente alcune memorie della Repubblica Genovese“ (Milano 1634): „Come nella dimora di pochi giorni, che V.^a Signoria fece il mese passato in Genova...“

³ „Resolution der Herrschafft Genua, H. Caspar Scioppio als Abgesandtem Sultani Jachiae

Es folgte das groteske Abenteuer seiner Legation nach Lucca. Sei es, daß er von seinen bisherigen Triumphen berauscht war, sei es, daß ihn die Ausflüchte der Genuesen erbittert hatten, auf alle Fälle trat Scioppius hier mit einer derartigen Arroganz auf, daß es seinen Verhandlungspartnern beinahe die Sprache verschlug. Als sparsame Hausväter waren sie jedoch keineswegs gewillt „a spendere cosa ben minima per questa impresa“.¹ Bis sich nun die verschiedenen zuständigen Behörden darüber beraten und geeinigt hatten, wie der rasch gefaßte Entschluß in schicklicher Form zu eröffnen sei, war dem seltsamen Bittsteller die Geduld, diese Kardinaltugend des Diplomaten, längst ausgegangen. Ohne Abschied verreiste er schon nach zehn Tagen und ließ sich von Florenz aus höchst abfällig, ja drohend gegen Lucca vernehmen. Die so schnöd behandelte Republik versuchte zunächst zum bösen Spiel gute Miene zu machen. Indem sie Schoppes zurückgelassene Papiere ihrem Eigentümer nachsandte, überreichte sie ihm zugleich ein Patent, das, ohne die Mißhelligkeiten zu berühren, mit bombastischem Wortschwall die Begeisterung der Lucchesen für die Pläne des Sultans kundtat — substantielle Hilfe freilich, so hieß es am Schluß, könnten sie zu ihrem Leidwesen nicht bieten, da eine Epidemie und der dringend notwendige Ausbau der Festungswerke den Staatsschatz bereits ungebührlich belasteten².

Oft genug hatte sich Scioppius, als Gebender oder Nehmender, mit hohler Rhetorik begnügt; diesmal aber war sein Zorn nicht so leicht zu besänftigen. Ebenso treffend wie unhöflich schrieb er nach Lucca zurück, das Patent sei „una scrittura pedantesca, da far ridere ogni sapiente“, ja er hatte die Stirn, beizufügen: „non so à che servirmi, se non per nettarmi, dove non voglio dire“! Kein Wunder, daß der Senat auf so unerhörte Äußerungen hin ernsthaft erwog, ob man nicht dem Beleidiger durch gedungene Bravi nach dem Leben trachten solle; die heikle Frage wurde vier Theologen zur Begutachtung vorgelegt, von denen zwei zum Schlusse kamen: „che sia

gegeben“, 12. Januar 1634 (Abschrift im StAZ: A 221 Nr. 75; Druck: „Fundamenta“ Nr. 3 und Catualdi, 564f.). Unvorsichtige Äußerungen Schoppes in Genua werden seinen Mißerfolg zwar nicht verschuldet haben, sind aber gewiß seinem Vorhaben nicht günstig gewesen; Andeutungen darüber in einem Briefe Levakoviés an Scioppius vom 7. April 1635: „si diceva pubblicamente ch’il Sig.^r Scioppio mentre negotiò à Genova avesse detto molte cose contro li Spagnoli, e di più che se il Sultano otteneva il suo intento haverebbe riformato non solo l’Imperatore e il Re di Spagna con altri principi, ma anco il Papa e i cardinali con tutta la chiesa, con molte altre cose, che molto pregiudicavano alla persona del Sultano e al Sig.^r Scioppio“ (BML cod. 219, f. 144). Um böswillige Gerüchte hat es sich dabei sicher nicht gehandelt, wie Levakovié meinte, hat sich doch Scioppius wiederholt in ganz ähnlichem Sinne vernehmen lassen.

¹ Bongi, documento IV: l’Uffizio sulle differenze al Consiglio generale, 31. Januar 1634.

² Patent vom 8. Februar 1634, gedruckt bei Catualdi 565f. und Sforza 18, n. 1.

contro detto Scioppio fatto vendetta, in quel luogo dove si trova et fino a tôrli la vita“, während die beiden anderen für eine minder blutrünstige Strafe plädierten. Der endgültige Entscheid ist leider nicht überliefert¹.

Glücklicherweise hat aber kein rächender Mordstahl Schoppes Lebensfrist verkürzt. Dagegen ließ sich Lucca — eine für uns erfreuliche Folge des leidigen Streites — durch seinen Gesandten in Florenz genau über seine dortigen Verrichtungen informieren. Cesare Burlamacchis Berichte gewähren uns, auch wenn sie hie und da parteiisch gefärbt sein mögen, einen willkommenen Blick hinter die diplomatischen Kulissen.

Scioppius fand in Florenz einen für seine Zwecke wohlvorbereiteten Boden vor. Nicht nur war der regierende Großherzog Ferdinand II. schon seit 1628 mit Jahja persönlich bekannt, sondern schon sein Vater, Cosimo II., hatte nach sorgfältiger Prüfung seiner Angaben die Rechte des Prätendenten anerkannt, ja ihm sogar in den Jahren 1609/10 Schiffe und Mannschaften für eine Expedition nach Syrien zur Verfügung gestellt, die allerdings wenig glücklich verlaufen war². So durfte Jahjas Emissär einer günstigen Aufnahme gewiß sein. Es scheint aber, nach Burlamacchis glaubwürdiger Erzählung zu schließen, daß Scioppius die ihm vertraute Sache nicht eben geschickt vertrat; er erwies ihr eher einen schlechten Dienst, indem er nach seiner Gewohnheit die eigene Person zu sehr in den Vordergrund spielte. Er habe, heißt es, die bisher von anderen Staaten erhaltenen Versprechungen stark aufgebauscht und betreibe überhaupt sein Geschäft so eifrig und hitzig, „come che il conquistare fosse l'istessa cosa che il disegnarne l'acquisto“. Man werde ihm wohl, wie es Savoyen, Genua und Lucca auch getan, eine höfliche Antwort erteilen, „perchè cosi pare che convenga al zelo che deve dimostrare ogni prencipe di veder accresciuta la religione cattolica“. Aber: „nel rimanente, non lo tengano per quel Piero che persuase l'impresa in terra santa“. Er halte sich in einer Herberge auf und sei bisher noch nicht im Palast regaliert worden; man werde sehen, ob er nun über den Großherzog ähnlich wie über Lucca herfallen werde, „per non averlo spesato e presentato a modo suo“.³

Am 21. Februar gewährte der Großherzog dem Burlamacchi eine Audienz und verbreitete sich bei dieser Gelegenheit ausführlicher über Scioppius. Dieser sei, meinte er, „un gran letterato, ma del trattare dello stile delle corti ne sapeva poco“; er habe ihm, Ferdinand, die ganze Heilige

¹ Bongi 234—237, doc. XIII—XIV.

² Catualdi 68 ff., 152, 516; Bongi, doc. I.

³ Bongi, doc. XI. „quel Piero“: Anspielung auf Peter von Amiens, den Animator des ersten Kreuzzuges (1096).

Schrift ausdeuten und darin die Richtschnur finden wollen, an die man sich auch für Jahjas Unternehmung halten sollte, nämlich „che i pochi dovessero vincere i molti“. Das billigte jedoch der Großherzog ganz und gar nicht; es sei „un tentare la provvidenza divina, la quale ordina tutte le cose con i suoi mezzi proporzionati“, und außerdem vertrete Scioppius damit mehr seine eigene fixe Idee, „tirato da una sua frenesia“, als Jahjas ursprüngliche Überzeugung. Weiter habe sich Scioppius auch über die Verhältnisse der „costa di Levante“ auslassen wollen, bis ihm bedeutet worden sei, daß der Großherzog als Haupt eines seefahrenden Staates darüber denn doch besser unterrichtet sei als er. Scioppius beabsichtige übrigens, sich von Florenz nach Parma zu begeben, „et che se non li riesce questo negotio, vuole ridursi in Germania a scrivere e finire i suoi lavori“.¹

So kennzeichnete überlegener Spott Ferdinands Urteil über den gelehrten, doch weltfremden und eingebildeten Amateurdiplomaten. Andererseits betonte er aber auch gegenüber Burlamacchi, daß Jahja ein großer Freund seines Hauses, ein Mann von wahrhaft fürstlichen Qualitäten „et in conseguenza nato principe“ sei. Dieser Hochachtung vor Jahja hatte Scioppius es zu danken, daß man ihn schließlich ehrenvoll abfertigte, obgleich man, immer nach Burlamacchi, in Florenz an die Ausführbarkeit der Impresa nicht glaubte und sich durch die Argumente ihres Propagandisten schon gar nicht hatte überzeugen lassen. Er verließ am 25. Februar die toscanische Hauptstadt mit einer von dem Staatssekretär Andrea Cioli ausgefertigten Deklaration, wonach „Sua Altezza sempre che venga il caso et il tempo di tentare l'impresa, concorrerà volontieri con gli altri principi christiani a cosi pia opera per gloria di Dio et augumento della santa religione con quelle forze che potrà“: eine Formulierung, die bei aller Verbindlichkeit dem Großherzog doch völlig freie Hand für die Zukunft ließ². Auch empfing Scioppius von „Madama serenissima“ Christine, der Großmutter Ferdinands, ein Empfehlungsschreiben an ihre Tochter, Erzherzogin Claudia in Innsbruck, worin dieser seine edlen Absichten warm ans Herz gelegt wurden³.

Das nächste halbe Jahr verbrachte er vorwiegend in Mailand. Von dort

¹ Bongi, doc. XII.

² „Declaration des Großherzogs von Toscana gegen H. Caspar Scioppio als Abgesandten Sultani Jachiac“, 24. Februar 1634 (Abschrift im StAZ: A 221 Nr. 73; Druck: „Fundamenta“ Nr. 4 und Catualdi 566).

³ Gedruckt in Schoppes „De paedia humanarum ac divinarum literarum“ (Amsterdam 1660) unter den vorangestellten Briefen und Privilegien. Claudias etwas frostige Antwort, vom 7. Mai 1634 datiert, im ASF: Mediceo 6957, c. 475r. Zu den Verwandtschaftsbeziehungen vgl. Wilh. Karl Prinz von Isenburg, Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten, Bd. 2 (berichtigter Abdruck der 2. Aufl., Marburg 1960), Taf. 120.

aus richtete er im Juni eine schriftliche Einladung an den Johanniterorden in Malta, sich Jahjas Unternehmung anzuschließen. Der Orden, dem der Kampf gegen die Osmanen seit je den vornehmsten Lebenszweck bedeutete und der auch jetzt noch mit seinen allerdings beschränkten Mitteln einen dauernden Kleinkrieg im Mittelmeer unterhielt, zögerte nicht, auf den Vorschlag einzugehen. Geradezu enthusiastisch schrieb der damals in seinem zweiundachtzigsten Jahre stehende Großmeister Antonius de Paula, das Projekt verdiene bei allen christlichen Potentaten aufmerksamstes Gehör zu finden: „quanto più il mio e di questo convento, a cui simili propositioni sono gratissimi inviti al nostro ordinario giuoco“; denn, fügte er hinzu, „non mi vien suono all’orecchio più grato che quello ove si tratta d’abbassare l’orgoglio ottomano e dilatare la gloria della croce“.¹ Eine vom 17. Juli datierte Resolution verkündete, daß der Konvent der Johanniter in geheimer Abstimmung — „con lo scrutinio delle palle“ — einmütig beschlossen habe, „di concorrere all’impresa con tutte le forze possibili della Religione, offerendo a suo tempo sei galere ben armate ch’essorranno in terra cinquecento cavalieri et mille fanti et li vaselli che per la condotta delle provisioni et altro saranno necessarii e di più l’armi che bisogneranno per armare due mila combattenti“. Damit nicht genug, bedankte man sich ausdrücklich für die Aufforderung zur Teilnahme und bedauerte einzig, „d’essere stati degli ultimi al glorioso invito“.²

Wohlthuend stach die bedingungslose Zusage des Ordens ab von den Ausflüchten und vagen Zusicherungen anderer Mächte. Auch Scioppius konnte sich über den Unterschied nicht täuschen. In einem Mitte Oktober, immer noch aus Mailand, an den Großmeister adressierten Dankschreiben gab er seinen Gefühlen beredten Ausdruck und parierte überdies leidlich elegant den Vorwurf, daß man sich des Ordens etwas spät erinnert habe: „Dal decreto di Vostra Eminenza. . . veggo verificarsi quel detto del Salvatore ‚Primi erunt novissimi, et novissimi erunt primi‘. Perchè se bene altri prima promisero di concorrere a detta impresa, fù però cotesta sagra militia sì come l’ultima da me invitata, così la prima ad offerire un aiuto specificato et pieno anzi di sostanza che d’apparenza.“ Obwohl er aber im weitem ver-

¹ Abschrift seines Schreibens vom 15. Juli 1634 im StAZ: A 221 Nr. 76; Druck: „Fundamenta“ Nr. 1 (in durch Scioppius latinisierter Fassung) und Catualdi 631f. Über Antonius de Paula vgl. Jaime Salvá, *La orden de Malta y las acciones navales españolas contra Turcos en los siglos XVI y XVII* (Madrid 1944), 318f.

² Abschrift im StAZ: A 221 Nr. 77; Druck: Catualdi 632 und, wiederum latinisiert, „Fundamenta“ Nr. 2. Salvá, *op. cit.*, bemerkt, daß Antonius de Paula zu den 5 Galeeren, die der Orden bei seinem Amtsantritt besaß, eine sechste erbauen ließ; man hat also Jahja die gesamte verfügbare Flotte angeboten.

sicherte, das glanzvolle Beispiel der Johanniter werde seine Wirkung auf andere Potentaten nicht verfehlen, ist es nur allzu offensichtlich, daß in Tat und Wahrheit niemand auch nur einen Finger rührte¹.

¹ Catualdi 632f. — Scioppius erwähnt in seinem Schreiben ein „foglio stampato“, worin er dem Dekret des Ordens die erste Stelle eingeräumt habe, „che però ho voluto tradurre in latino, come linguaggio più universale“; ferner ist die Rede von einem „discorsetto stampato à Torino, che però non è se non una minima parte di quanto ho discorso in un libro de Fato Imperii Turcici, che vedrò di mandar fuori quanto prima“. Diese drei Propagandaschriften für die Impresa hatte er im Sommer 1634 verfaßt (d’Addio 683); bei den gedruckten Stücken handelt es sich um die „Fundamenta. . .“ und die „Hypomnemata. . .“; das „Fatum Imperii Turcici“ (BML cod. 242) blieb dagegen ungedruckt.